



In Memoriam Dr. Udo Bayer (1943–2015), Laupheim

Gretel Bergmann (Margaret Lambert), geb. 1914

Der Laupheimer Burkhard Volkholz löste während zweier Jahrzehnte durch seinen Briefwechsel wie durch seine erfolgreichen Bemühungen um eine späte öffentliche Anerkennung der sportlichen Leistungen von Gretel Bergmann in Deutschland eine Versöhnung mit dem Land der Geburt und quasi einen psychischen Heilungsprozess – wie Margaret Lambert selbst sagte – aus. Trotz großer innerer Widerstände ermöglichte es ihr dieser Prozess, ihre ehemalige Heimat nach 62 Jahren zu besuchen. Ihre sportlichen Leistungen hatten sie in das Räderwerk der Politik gezogen.

Knapp zwei Jahrzehnte liegen zwischen den folgenden Sätzen aus Margaret Lamberts (wie sie seit ihrer Eheschließung heißt) erstem Brief an Volkholz vom Juni 1980: »Ich habe in den vergangenen 43 Jahren intensiv versucht alles zu vergessen, was mit Deutschland zusammenhängt – einschließlich der Sprache. Ich war mir keineswegs sicher, ob ich Ihren Brief beantworten würde, aber in all diesen Jahren sind Sie der erste, der mit mir Kontakt aufnimmt. Keiner der sogenannten Freunde, mit denen ich aufgewachsen bin, hat es je für nötig gehalten, mit mir in Kontakt zu treten um vielleicht zu sagen ›Tut mir leid, was damals passiert ist‹ ...« und der Feststellung bei diesem ersten Besuch in Laupheim nach über sechs Jahrzehnten im November 1999, dass Laupheim zum Großteil dafür verantwortlich sei, dass ein Heilungsprozess in ihr stattgefunden habe. Wir wollen im Folgenden einige Stationen auf

dem Weg zwischen diesen beiden Punkten nachzeichnen, denn natürlich war ihr Besuch in Frankfurt am Main und in ihrer Geburtsstadt nur das sichtbare Zeichen eines komplizierten inneren Vorgangs, der sich in verwandter Form im Innern jedes ehemaligen Emigranten abgespielt haben wird, der angesichts der Schatten der Vergangenheit doch wieder bereit war, Beziehungen zur ehemaligen Heimat aufzunehmen.

Den Anstoß zu ersten Nachforschungen gab Volkholz 1980 ein Zeitungsartikel über Gretel Bergmanns feierliche Aufnahme in die »Jüdische Ruhmeshalle des Sports« in New York. Der Kommentar, der Schönheitsfehler dieser Ehrung sei, dass der deutsche Sport nichts zu der Ehrung beigetragen habe, war für den langjährigen Vorsitzenden des Turn- und Sportvereins der Ausgangspunkt, und naturgemäß bot sich der Sport als gemeinsame Basis für eine Kontaktaufnahme an. Später gelang es ihm dann dank vielfältiger Kontakte, eine Reihe von Ehrungen für Gretel Bergmann von deutscher Seite aus anzustoßen, was für sie sicher ein entscheidender Faktor in der Änderung ihrer Einstellung war.

Zunächst aber kurz zu ihren biografischen Stationen, deren prägende Erlebnisse in den 1930er-Jahren ihre Einstellung gegenüber ihrer einstigen Heimat verständlich machen. Vater Edwin Bergmann war Teilhaber der Bergmannschen Haarfabrik, einem der wichtigen von Juden aufgebauten Laupheimer Unternehmen,

das noch besteht und durch die Weiterführung des Namens bis heute präsent ist. Von Kindesbeinen an war Gretel Bergmann mit großer Begeisterung im Turnverein aktiv und mit zehn Jahren nahm sie bereits zum ersten Mal an einem Wettkampf teil. In einem Grußwort zum 125-jährigen Jubiläum des TSV schrieb sie: »Nichts und niemand kann die wundervoll warmen Erinnerungen tilgen, die ich daran habe, wie ich in Laupheim aufgewachsen bin. In hohem Maß ist es dem Turnverein, wo ich viele Stunden verbracht habe, zu danken, dass ich meine Kindheit genoss. Meine Eltern erlaubten mir dort mitzumachen, obwohl sie höchst erstaunt über meine Leidenschaft für Sport waren.«

1930 musste sie, da in Laupheim nur bis zur zehnten Klasse unterrichtet wurde, auf eine weiterführende Schule nach Ulm gehen, wo sie weiterhin im Verein Fußball spielte und in bis zu sechs verschiedenen Sportdisziplinen aktiv war. Zunehmend kristallisierte sich aber der Hochsprung als ihre besondere Begabung heraus. Sie wurde zu speziellen Trainingslehrgängen eingeladen. 1931 erreichte sie eine Spitzenleistung von 1,50 m, was ihr den Platz vier der deutschen Rangliste sicherte und sie nur zwei cm von der Besten trennte. Diese Leistungsangabe ist heute gleichzeitig interessant für die weitere Geschichte dieser Disziplin, denn mittlerweile liegt der Rekord bei über zwei m, vor allem auch durch eine verfeinerte Technik, zu dieser Zeit war in dieser Disziplin noch der Schersprung üblich. Ihr Ziel nach dem Abitur im Frühjahr 1933 war das Studium an der Hochschule für Leibübungen in Berlin mit dem Abschluss als Sportlehrerin, doch die Verhältnisse nach 1933 machten diese Lebensperspektive zunichte.

Sie wurde vorerst an der Hochschule angenommen, als sie aber auf ihre jüdische Herkunft hinwies, wurde ihr nahegelegt zu warten »bis die ganze Sache vorbei« sei. Der Ulmer Fußballverein schloss sie als unerwünscht aus, nachdem der Süddeutsche Fußball- und Leichtathletikverband im April 1933 den »Arierparagrafen« eingeführt hatte. Den Juden sportliche Untüchtigkeit vorzuwerfen, gehörte bekanntlich zu den Rassenwahn-Stereotypen des Nationalsozialismus und seinem Diffamierungsrepertoire. Der Ausschluss bedeutete für sie das Ende der Teilnahme an nationalen Wettkämpfen und das Verbot, Sportanlagen zum Training zu nutzen. Da es hier keine jüdischen Sportvereinigungen gab, war ihr damit jede Möglichkeit einer weiteren sportlichen Aktivität genommen – ein Teil der sozialen Ächtung und Isolation insgesamt, dem sich die jüdische Bevölkerung nun zunehmend ausgesetzt sah. In dem oben

genannten Grußwort von 1987 erwähnt sie hierzu: »Fast über Nacht war ich mit so vielen anderen eine Ausgestoßene, Unerwünschte und mein idyllisches Leben begann zusammenzustürzen. Ich werde nie diejenigen vergessen, die versuchten zu uns zu halten wie unser guter Freund Eugen Brunner, der manche Nacht in unser Haus schlich, manchmal in seiner SS-Uniform. Aber ich kann auch nicht diejenigen vergessen, die sich so leichthin von uns abwandten, eine davon meine beste Freundin die rechts neben uns wohnte und mich nicht mehr kennen wollte.« In Laupheim wurde auf Initiative von Gretel Bergmann, die auch als Übungsleiterin fungierte, ein Kartoffelacker als provisorischer Trainingsplatz für Fußball und Feldhandball geplant.

Die zunehmende Verschlechterung der Situation für die Juden in Deutschland legte die Suche nach einer Alternative nahe. Edwin Bergmann hatte Geschäftsbeziehungen nach England, und so schlug er vor, dort nach einer Ausbildungsstätte zur Sportlehrerin zu suchen, was jedoch ergebnislos blieb. So schrieb sich Gretel Bergmann im Herbst 1933 im »London Polytechnic« ein, um die Landessprache zu lernen. Dort konnte sie in der Schulmannschaft trainieren und verblüffte durch ihre Leistungen im Hochsprung. Im Juni des darauffolgenden Jahres, 1934, wurde sie mit 1,55 m britische Meisterin im Hochsprung; ihr Vater war Augenzeuge ihres Triumphs, da er sich gerade auf einer Geschäftsreise befand und ihr außerdem persönlich die Anordnung überbringen wollte, dass sie umgehend zurückzukehren habe, um sich für die deutsche Olympia-Kernmannschaft zu qualifizieren.

Sie fragte sich: »Ein Jahr zuvor warfen sie mich raus, weil ich Jüdin bin, warum bitten sie mich jetzt in die Olympia-Auswahl?« Eine mögliche Antwort war die deutsche Befürchtung, sie könne für England an den Start gehen.

Entscheidender politischer Hintergrund war jedoch die Drohung des Nationalen Olympischen Komitees der USA, die Olympischen Spiele in Berlin 1936 zu boykottieren, falls jüdische Sportler von der Qualifikation für die Teilnahme im Rahmen der deutschen Mannschaft ausgeschlossen würden. Die Nationalsozialisten wollten aber nicht die Absage der amerikanischen Beteiligung riskieren.

Der Vorsitzende des Organisationskomitees für die Olympischen Spiele, Theodor Lewald, hatte gegenüber einem Botschaftsangehörigen bestritten, dass es deutsche jüdische Athleten mit Olympia-Eignung gebe und

dass die feindselige Haltung amerikanischer Juden irrtümlicherweise annehme, rassistische Vorurteile in Deutschland seien die Ursache dafür, dass Juden aus dem Olympia-Team ausgeschlossen seien. Gleichzeitig machte Lewald die falsche Angabe, Gretel Bergmann sei Rangsechste der deutschen Hochspringerinnen und habe so vermutlich keinen Anspruch auf einen Platz in der Olympia-Mannschaft. Da aber die deutschen Hochspringerinnen ohnehin keine Chance hätten, habe er vorgeschlagen, Fräulein Bergmann in das Team zu nehmen, um die öffentliche Meinung in England und Amerika zu besänftigen. Gleichzeitig seien (letztlich erfolgreiche) Anstrengungen unternommen worden, die Fechterin Helene Mayer aus Amerika zurückzuholen, um wenigstens eine »nichtarische« Vertreterin (ihr Vater war Jude) Deutschlands zu haben. Im Anhang des Schreibens wurde ein Brief des IOC-Mitglieds Ritter von Halt an den Reichsverband für Körperertüchtigung übermittelt, in dem auf das Training der Reichsvereinigung des jüdischen Frontkämpferverbandes in Ettlingen im Juni 1935 verwiesen wurde, das bestätigte, dass allein Fräulein Bergmann für eine Teilnahme an den Olympischen Spielen in Betracht komme; ihre Leistungen werden mit 1,55 m in Ulm und 1,53 m in Ettlingen angegeben. (Der deutsche Rekord lag bei 1,60 m) – Sie wusste, dass sie die Rolle der »token Jew«, der Vorzeigejüdin, zu übernehmen hatte.

Ihre einzige Möglichkeit war, auf dem Gelände des jüdischen Sportbundes »Schild« in Stuttgart unter unzureichenden Bedingungen allein zu trainieren. Sie summierte 16 Tage Training innerhalb von zwei Jahren. Zur Ideologie der jüdischen Sportbewegung, wie sie sich unter dem Druck zunehmender Diskriminierung – teilweise mit zionistischer Akzentsetzung – herausbildete, hatte sie keine innere Beziehung. In Stuttgart gab es eine Sportschule, auf der, was damals schon eine große Ausnahme war, Kinder ehemaliger jüdischer Frontsoldaten zugelassen waren und die sie bis Mai 1936 noch besuchen konnte, in einem Umfeld, das noch relativ frei von persönlicher Diskriminierung war. Sie musste diese Schule vorzeitig verlassen, konnte vorab jedoch noch das Diplom erwerben. 1935 waren in Ettlingen eigene Sichtungslehrgänge für die besten deutschen jüdischen Athleten eingerichtet worden; dort begegnete Gretel Bergmann auch erstmals ihrem späteren Mann Bruno Lambert, einem Weitspringer. Die Verpflichtungserklärung musste sie bereits im Februar 1935 unterzeichnen:

»Freiwillig folge ich dem Ruf des Reichssportführers, einzutreten in die Reihe der deutschen Jugend, die gewillt und entschlossen ist, sich ernsthaft vorzubereiten und einzusetzen für die deutsche Sache, die auch die meine ist.« Versöhnlich ist ihre Erinnerung an das Klima im olympischen Trainingscamp.

Einen Monat vor der Eröffnung der Olympiade fanden die württembergischen Leichtathletik-Meisterschaften statt, und sogar der »Ulmer Sturm« führte ihre Einstellung des deutschen Rekords mit 1,60 m unter »Bergmann, Stuttgart« auf. Die äußeren Bedingungen waren ungünstig: ungenügende Trainingsmöglichkeiten, wüste Beschimpfungen durch die Zuschauer und aufgeweichte Bahnen. Die drei Olympiateilnehmerinnen schienen damit festzustehen (Dora [Heinrich] Ratjen stellte sich zwei Jahre später als Mann heraus). Am 11. Juli 1936 fanden deutsche Meisterschaften, die zugleich Olympia-Ausscheidungskämpfe waren, statt; zu ihnen war Gretel Bergmann als Jüdin nicht zugelassen. Aber über die Olympia-Teilnahme war damit noch nichts gesagt.

Mit Datum vom 16. Juli 1936 erhielt sie dann ein Schreiben im Auftrag des »Reichssportführers« v. Tschammer-Osten; er habe es »nicht vermocht, Sie in die Mannschaft, die Deutschland in der Zeit vom 1. bis 9. August im Olympia-Stadion vertreten wird, einzureihen. ... Sie werden auf Grund der in letzter Zeit gezeigten Leistungen wohl selbst nicht mit einer Aufstellung gerechnet haben ...« Gnädigerweise wird ihr, »um Ihren Fleiß und Ihre Einsatzbereitschaft zu belohnen«, eine Stehplatzkarte angeboten. Auf die später an sie gestellte Frage, ob sie angetreten sei, schrieb Margaret Lambert: »Hätte man mich zum Wettkampf zugelassen, hätte ich mein Äußerstes gegeben, um zu gewinnen, denn das hätte sicher in Hitlers Theorien von der Inferiorität der Juden Riesenlöcher geschlagen!« Und in einem anderen Gespräch: »Je wütender ich war, desto besser sprang ich, und wenn ich Hitlers Gesicht gesehen hätte, wäre ich gesprungen wie nie zuvor.« Gerade wegen des erwähnten antisemitischen Propagandastereotyps sah sie sich zu recht als »die große jüdische Hoffnung. Die Menschen hofften darauf, dass eine jüdische Sportlerin an den Olympischen Spielen teilnehmen würde. Viele Juden in Deutschland kannten meinen Namen. Zwar verstand niemand wirklich, wie ich in die Auswahl-Mannschaft gekommen war, aber alle hofften, dass ich bei den Spielen antreten würde.« Die Teilnahmechance war andererseits bei ihr gleichzeitig mit erheblicher Angst vor den

Konsequenzen eines möglichen Sieges verbunden. Sie zweifelte wohl schon gleich an dieser Chance, wenn sie sich erinnert: »Ich kannte die Mentalität der Nazis und mir war klar, es war für sie unmöglich, mich zu den Spielen zuzulassen. Sie mussten mich loswerden, aber wie – das war die Frage.«

Den Brief mit der Einladung für den Stehplatz beantwortete sie nicht. »Nicht für eine Million Dollar wäre ich hingegangen.« Die Infamie lag für sie vor allem auch in der erwähnten Instrumentalisierung als eine Art Vorzeigejüdin, um dem drohenden Boykott der amerikanischen Teilnehmer vorzubeugen, denn der Absagebrief wurde einen Tag nach dem Tag abgeschickt, an dem die amerikanische Mannschaft Richtung Europa abgereist war. Deutschland hätte in jeder Disziplin drei Sportler bzw. Sportlerinnen melden können, aber im Hochsprung wurden nur zwei Damen nominiert; lieber verzichtete der Deutsche Leichtathletikverband auf eine sichere Medaille, als in Anwesenheit Hitlers eine Jüdin starten und eventuell siegen zu lassen. Den Mitgliedern der deutschen Mannschaft übermittelte man dann die Falschmeldung, Gretel Bergmann sei verletzt.

Am 16. Mai 1937 war es soweit. Mit zehn Mark in der Tasche wurde sie in Ulm von ihren Eltern und ihrem elfjährigen Bruder verabschiedet; es war ungewiss, ob sie sich je wiedersehen würden, und in diesem schicksalsschweren Moment schwor sie sich, nie mehr nach Deutschland zurückzukehren.

Das Leben in Amerika war, wie für fast alle Flüchtlinge aus Deutschland, hart, zumal die wenigsten gleich in dem erlernten Beruf Fuß fassen konnten. Gretel Bergmann gelang dies auch erst ein Jahr später als Physiotherapeutin. Sie konnte unter großen Schwierigkeiten die Bürgerschaft für ihren aus Andernach stammenden, 1910 geborenen Freund Bruno Lambert zusammenbringen, der dann 1938 in New York eintraf. Kurz darauf heirateten beide. Auch er konnte nicht sofort als Mediziner arbeiten. Margaret Lambert setzte neben dem Beruf ihre Sportkarriere fort. US-Bürgerin wurde sie erst 1944, denn nach Kriegsbeginn galt sie als

»feindliche Ausländerin«. Im Jahr des Kriegsausbruchs beendete sie ihre Karriere als Sportlerin. Den Eltern und dem Bruder gelang 1939 die Flucht nach England und von dort 1940 in die USA. Edwin Bergmann war 1938 für vier Wochen nach Dachau deportiert worden. Er konnte in New York wieder in seiner Branche in bescheidenem Maße Fuß fassen, starb aber

schon 1947, seine Frau 1979. Die Eltern ihres Mannes wurden im KZ ermordet; reiche Verwandte hatten eine Bürgerschaft abgelehnt. Ihr Bruder Rudolf, der für die Universal in Berlin arbeitete, konnte sich ebenfalls durch ein Affidavit von Carl Laemmle retten. Margaret Lambert gelang die Anpassung an die Gesellschaft im Land des Exils, gewissermaßen eine Identitätsfindung – im Gegensatz zu Hertha Nathorff. Ein Anlass, beide Schicksale zu vergleichen.

Die Erfahrung des Ausgeschlossenseins und der Niedertracht im unmittelbaren persönlichen Umfeld kann einen Menschen für den Rest seines Lebens prägen. »Verglichen mit dem Schicksal sechs Millionen unschuldiger Juden, die ermordet wurden, war das, was mir widerfuhr, von sehr geringer Tragweite«, aber dem stellte sie andererseits deutlich gegenüber, dass sie »die Art und Weise, wie ich von den Olympischen Spielen ausgeschlossen wurde, bis zu meinem letzten Atemzug schmerzen« werde. Dieses Zitat zeigt, dass eine Rangordnung oder Gewichtung von traumatischen Ereignissen nie von einem Außenstehenden vorgenommen werden kann.

Nun zu den Ereignissen seit der Kontaktaufnahme durch Volkholz im Jahr 1980, die bei Margaret Lambert den allmählichen Wandel ihrer Einstellung gegenüber Deutschland hervorriefen und vor allem auch eine späte Anerkennung ihrer Leistung in Deutschland darstellten. Erfolgreich war die durch die Initiative von Volkholz angestoßene offizielle Ehrung durch den deutschen Sport 1983 in Gestalt der Ehrenplakette des Deutschen Leichtathletikverbandes – der New Yorker Generalkonsul überreichte ihr im Rahmen einer Feierstunde die »verspätete, jedoch hohe und verdienstvolle Auszeichnung«. In ihrer Antwort sagte Margaret Lambert: »Ich würde unehrlich sein zu sagen, dass diese Auszeichnung all jene Qualen tilge, die ich 1936 erleiden musste. Teilzunehmen und wahrscheinlich eine Medaille bei den Olympischen Spielen gewinnen zu können, ist ein erregendes Erlebnis in einem Menschenleben – dessen beraubt zu sein, ist nicht leicht zu vergeben und zu vergessen. Die Idee und die Anregung zu dieser Auszeichnung kam von einem Herrn (Burkhard Volkholz), den ich noch nie in meinem Leben getroffen habe. Ich empfinde solch ein Einfühlungsvermögen von einem mir gänzlich Fremden als bemerkenswert« Doch andererseits gestand sie, ihr sei nach den begeisterten Berichten der 1988 von der Stadt erstmals eingeladenen ehemaligen Laupheimer Juden schlecht geworden.

Auch in ihrem Dank für die nächste Ehrung, der Benennung einer Sporthalle in Berlin-Wilmersdorf 1995 nach ihr und einer dort angebrachte Gedenktafel, erwähnte sie die Rolle Laupheims beim Wandel ihrer Einstellung und betonte ausdrücklich, es wäre mehr als ungerecht, den heutigen Geist in Deutschland zu ignorieren. Als Grund dafür, dass sie stellvertretend ihre beiden Söhne Gary und Glenn zu der Feier schickte und nicht selbst erschien, nannte sie ausdrücklich nicht ihr Gelübde von 1937, sondern die Sorge vor dem, was die persönliche Anwesenheit für sie emotional bedeutet hätte: »Mein Herz sagte ja, aber mein Kopf sagte nein.«

Die im Jahr darauf, 1996, folgende Geste des Nationalen Olympischen Komitees (NOK) der Bundesrepublik bedeutete für Margaret Lambert, wie sie Burkhard Volkholz schrieb, mehr für den Heilungsprozess als alles in den Jahren zuvor. Wie stark für sie die Erinnerung bei großen Sportereignissen immer noch war, gestand sie der New York Times, die einen großen Bericht über sie veröffentlichte: Das NOK mit Präsident Tröger hatte sie zusammen mit ihrem Mann als Gäste nach Atlanta eingeladen, da sie aus nachvollziehbaren Gründen eine Einladung nach Deutschland nicht annehme. Im gleichen Jahr ehrte ihre Geburtsstadt die einstige Laupheimerin durch eine Ausstellung im Rathaus, zu der Margaret Lambert ein Grußwort schickte. Burkhard Volkholz hatte die notwendige Vorarbeit geleistet. Unter anderem schrieb sie:

»Missverstehen Sie meine Bitterkeit nicht – ihre Ursache liegt nicht so sehr im Ausschluss von der Olympiade 1936, sondern in der Tatsache, dass ich das Land verlassen musste, das ich von ganzem Herzen liebte. Man sagt, Zeit heile alle Wunden, aber, ohne in Einzelheiten zu gehen, einige Narben bleiben für immer. ... Ich möchte Ihnen sagen, dass Ihre Bemühungen, die jüdische Tradition Laupheims lebendig zu erhalten höchst lobenswert sind und zweifelsohne von den früheren Juden anerkannt werden.«

Den Höhepunkt der Ehrungen stellte dann 1999 die Verleihung des Georg-von-Opel-Preises in Frankfurt mit dem anschließenden Besuch in Laupheim dar. Es ist gleichzeitig das erste und persönlich für beide bewegendes Zusammentreffen von Volkholz und seiner Briefpartnerin. Im April hatte sie bereits zu erkennen gegeben, sie sei an einem Punkt angelangt, da sie nicht länger »nie« sage zu einer Einladung nach Laupheim. 2009 schließlich werden die Ereignisse 1936 in einen Spielfilm von Kaspar Heidelberg mit dem Titel »Berlin

1936 – Die wahre Geschichte einer Siegerin« umgesetzt.

An den Aufenthalt in Frankfurt schloss sich ein kurzer Besuch in Laupheim an. In ihrer Ansprache sagte sie unter anderem: »Als das Land, das ich von ganzem Herzen geliebt hatte, meine Liebe mit Hass auf mich und alle jüdischen Menschen erwiderte, war ich gezwungen zu gehen. Und meinerseits war ich nun erfüllt mit Hass auf alles Deutsche – ein Gefühl, das mich jahrelang nicht mehr verlassen würde. ... In den vielen Reden, die ich überall in Amerika gehalten habe, habe ich die Tatsache betont, dass es weitgehend Laupheim zuzuschreiben ist, dass ein innerlicher Heilungsprozess stattfinden konnte. Endlich fühlte ich mich bereit, zu einem Besuch hierherzukommen ...« Bei anderen in die Emigration Gezwungenen mag dieser Prozess vielleicht weniger schmerzlich und schwierig gewesen sein oder aber, was wahrscheinlicher ist, man ließ ihn Außenstehende nicht merken; er ist in jedem Falle repräsentativ für das notwendigerweise zwiespältige Verhältnis der ehemals deutschen Juden zu diesem Land, zur Geburtsstadt und auch den noch lebenden Mitbürgern von damals.

ANMERKUNGEN

Bayer, U.: Margret Lambert oder der lange Weg zur Aussöhnung, in: Christen und Juden in Laupheim, 4/2001.

Bergmann, G.: »Ich war die große jüdische Hoffnung.« Erinnerungen einer außergewöhnlichen Sportlerin, Karlsruhe 2003.

Dick, J./Sassenberg, M.: Jüdische Frauen im 19. und 20. Jahrhundert, Reinbek 1993.

Diederix, C.: Die Judenfrage im Sport. Eine Untersuchung am Beispiel des Lebenswegs der jüdischen Sportlerin Gretel Bergmann, Magisterarbeit, Stuttgart 1993.

Mayer, P. Y.: Jüdische Olympiasieger, Kassel 2000. Hitler's Pawn. Fernsehfilm New York (HBO), 2004.

Auszug aus Udo Bayer: Jüdisches aus Laupheim. Prominente Persönlichkeiten einer Landjudengemeinde, Jüdische Miniaturen Bd. 177, Hentrich & Hentrich Verlag Berlin 2015, € 8,90, ISBN 978-3-95565-122-0.

Für die Erlaubnis zum Abdruck gilt Frau Dr. Nora Pester herzlicher Dank!